



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Ein Schillerfestspiel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mußten entfernt, die Handhabung des Verpflegungswesens, die unsere Armee oft hungern ließ, einer Untersuchungscommission unterzogen werden. Im Schuldenwesen treten nun, wie beim Nationalanlehen, Ziffern auf, wovon wir keine Ahnung hatten, die Verwaltung verschlang Summen, denen alle Steuerkräfte bei der größten Anstrengung nicht gewachsen waren, Unzufriedenheit und Mißtrauen stiegen mit jedem Jahre. Selbst das Concordat mit seinen schwarzen Schlagschatten trat vor diesen Enthüllungen in den Hintergrund. Wir wagen es nicht anzudeuten, welches die Folgen eines zweiten Krieges im jetzigen Augenblick wären. Alle Schichten der Bevölkerung durchdringt die Ueberzeugung, daß diese Zustände keine Fortsetzung leiden, man verschließt sich ihr selbst in den höchsten Kreisen nicht, aber immer und immer wieder glaubt man mit halben Maßregeln wegzukommen. Controllirende Ausschüsse für Budget und Schulden, also wieder Vertrauensmänner der Regierung, sind es, worauf wir getröstet werden, einer wirklichen Vertretung des Volks steht eine unüberwindliche Scheu entgegen. Das heißt dem Volke geradezu Einsicht und guten Willen absprechen, es heißt zurückbeben vor dem Wort, das allein neues Leben in die trägen Riesenglieder des großen Körpers brächte, das neuen Credit und neue Kräfte schaffte, vor dem zauberischen Wort — Vertrauen!

Ein Schillerfestspiel.

Friedrich Schiller. Drama in 5 Aufz. von Ludwig Eckardt. Wenigen-Jena, Hochhausen. —

Wir kennen wenig Bücher, die auf uns einen so peinlichen Eindruck gemacht hätten, als dies sogenannte Drama; ja wir könnten uns bestimmter ausdrücken, wir kennen nur eins, den vielgelesenen Roman von Louise Mühlbach, Friedrich der Große. Es handelt sich nicht um die bloße Werthlosigkeit des Buchs: schlechte Bücher gibt es vielleicht genug; es ist die Beziehung auf einen großen Namen und auf die allgemeine Ehrfurcht, die das Volk vor diesem Namen empfindet, der Versuch in dem Sinn dieses großen Mannes zu denken, zu empfinden und zu sprechen, und die Verdrehung alles Menschlichen und Natürlichen in ein verschrobenes herzloses Pathos, angeblich um diesen großen Namen zu ehren: dieser angebliche Cultus des Genius, der aber aus dem Genius eine abscheuliche Frage macht, ist es, was den an sich komischen

Eindruck in einen peinlichen verwandelt. Denn es handelt sich um eine ganze Klasse von Büchern, die an Umfang immer mehr gewinnt, und gegen die endlich ein ernstes Wort gesagt werden muß. Indem der Verfasser sein Drama „dem deutschen Volk, namentlich der deutschen Jugend“ gewidmet, hat er selbst die Aufmerksamkeit herausgefordert, und möge sich nicht wundern, wenn er als der passendste Vertreter dieser Klasse hervorgehoben wird.

Als man vor zehn Jahren Goethes hundertjährigen Geburtstag feierte, schrieb Gukow ein Feststück, welches wir aus denselben Gründen zergliedern zu müssen glaubten; aber gegen dies neue Werk gehalten, ist das Flittergold der Gukowschen Muse vollwichtiges Metall.

Wie das Literaturdrama überhaupt hat aufkommen können, ist begreiflich genug. Wir sind in der Periode unserer classischen Dichtkunst fast mehr zu Hause als in unserer eigenen; die Gestalten, das Costüm sind uns gegenwärtig, wir verstehen die Verse unserer Dichter herzusagen und wissen aus ihren Briefen auch, wie sie sich in Prosa ausdrückten. Wenn also die Gelegenheit eintritt, das Andenken irgend eines jener Heroen feierlich zu begeben, so ist es uns ganz recht, wenn die bekannten Gestalten und Costüme uns sinnlich vor's Auge geführt werden. Auch wird man in den Ansprüchen an ein solches Stück sich gern bescheiden, da ein echtes Kunstwerk doch unmöglich daraus hervorgehn kann. Am besten ist es noch, wenn der Dichter die Handlung möglichst einfach gibt, sich ans Factische hält und, anstatt den Helden hervortreten zu lassen, mehr den Eindruck schildert, den derselbe auf die andern macht. Versucht der moderne Dichter den alten Dichter als solchen zu zeichnen, d. h. ihn durch selbsterfundene geistreiche und tiefe Gedanken als den, der er ist, zu legitimiren, so wagt er sich auf ein Gebiet, dem er nicht gewachsen ist: denn er müßte alsdann der sein, den er schildert.

Das Gelindeste indeß, was man von einem solchen Festspiel erwarten kann, ist, daß es wenigstens äußerlich sich an die Umriffe der wirklichen Begebenheit hält. Wird uns das Leben des Dichters im Allgemeinen treu vorgeführt, so können wir es als eine Reihe lebender Bilder betrachten und werden es mit der Feinheit des Dialogs nicht genau nehmen. Sehen wir nun wie der Verfasser der Geschichte seines Helden gerecht geworden ist.

Im vierten Act promenirt Schiller in der Gegend von Rudolstadt. Eine ihm unbekante junge Dame, die in einem Buche liest, gesellt sich zu ihm. Nach den ersten Worten bemerkt Schiller: „Ihre Unbefangenheit thut mir wohl.“ Die junge Dame ist in der That unbefangen genug: als zweite Gurli erzählt sie dem fremden Herrn ohne Umstände von den Albernheiten ihrer lieben Mutter. Doch entspricht ihre ästhetische Bildung dem Fortschritt unserer Zeit. Das Buch in dem sie liest, ist die Thalia, und das giebt ihr Gelegenheit Schiller zu kritisiren. „Er steht über seiner Zeit; ihm genügt weder der

Katholicismus, der Gott nur schauen will, noch der Protestantismus, die einseitige, verstandesmäßige Fassung des Gottesbegriffes!" Sie begreift vollständig, daß Schillers Poesie in diesem Augenblick verstummt: er habe sich zu sehr ausgegeben und müsse nun Philosophie und Geschichte studiren, um sich zu sammeln; und als Schiller sich darüber beklagt, kein Mädchen gefunden zu haben, welches sich dem Dichter weihete, bietet sie ihm — zehn Minuten, nachdem sie ihn gesehen! — ohne Weiteres ihre Hand an. „Dich trösten, mit Dir leiden, mit Dir darben dürfen, Welch Verdienst um die Zukunft meines Vaterlandes!“ Sie freut sich, als sie hört, daß sie Frau Professorin werden soll, daß sie alle Tage würde ins Theater gehen können — und setzt dann hinzu: „Weißt Du warum ich plötzlich lachen muß? Du hast Dich mit mir verlobt und — nicht wahr, das nennt man verloben? und es ist hübsch! — und kennst noch gar nicht meinen Namen.“ — Er kennt ihn in der That noch nicht, sie präsentiert sich als Fel. v. Lengefeld, und Gurli verwandelt sich in die Regimentstochter: „Kopf grade, die Brust heraus!“ so marschirt sie zur Frau Mama.

Frau v. Lengefeld — bekanntlich Erzieherin am Hof von Meiningen — tritt ungefähr mit der Bildung einer Nähmamsell auf, welche aus unbekanntem Gründen die Verpflichtung fühlt französisch zu lernen. Von dem Französischen dieser Dame gibt der Verfasser folgende Probe: sie will sagen „Gegenstand meines Herzens“ und übersetzt das: *contreboutique de mon coeur*. —

O Kogebue! Du von der neuen Aesthetik so viel geschmähter Dichter! Was bist Du gegen Deine Nachfolger? Was sind Deine Gurli's gegen diese *Contreboutiques des Herzens* von Friedrich Schiller!

Ein anderes Bild, einige Jahre früher. In Mannheim wird „Cabale und Liebe“ aufgeführt; Schiller sitzt mit Lody Milford — hier Charlotte von Kalb getauft — in der Loge; sie stürmt heftig auf ihn ein: „Soll ich dem Gatten den Schwur gebrochen haben, soll ich schuldig geworden sein ohne den süßen Lohn der Sünde?“ Schiller, in dessen Herzen verschiedene Empfindungen kämpfen, wird hauptsächlich durch die Worte bestimmt, welche man aus der Rolle der Luise Miller von der Bühne aus vernimmt; bald nach rechts bald nach links. Fast wäre er gefallen, da stürzt, geleitet vom getreuen Streicher, mit fliegenden Haaren Margarethe Schwan herein, die aus Liebe zu Schiller wahnsinnig geworden ist. Sie ist des Dichters guter Engel, und als man nun gar von der Bühne die Worte hört: „Ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!“ ist der Sieg des guten Princip's entschieden; während die beiden Frauen zusammensinken, tritt Schiller an die Brüstung der Loge und ruft herunter, das Publikum sei jetzt seine einzige Geliebte.

Es dürften der Proben genug sein; im ganzen Stück kommt keine

einzig Scene vor, die man bedauern dürfte, in dieser Umgebung zu finden. Nur noch eine Bemerkung.

Der Verfasser, bekanntlich Begründer einer neuen Aesthetik, die er als „theistisch“ bezeichnet im Gegensatz zu der bisherigen „pantheistischen“, ist zugleich Schillers Commentator; er bemüht sich in diesen Commentaren jedes Wort, das Schiller geschrieben, jedes Wort in den Räubern, im Fiesco u. s. w. als classisch darzustellen. Mit diesem Versuch steht er keineswegs allein; das Schillerfest, das doch von Manchen mitgefeyert ward, die von Schiller nichts anderes kennen als das Lied an die Freude und etwa das Räuberlied, hat denen, die dem Publikum zu Gefallen schreiben, einen Maasstab für Schillers Größe an die Hand gegeben, der, wie wir fürchten, in kurzer Zeit eine sehr bedenkliche Reaction hervorrufen wird. Unwillkürlich, wenn wir uns Schillers großen Schatten denken, legen wir ihm den Gedanken unter: Herr bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich schon selbst bewahren. Diese Worte wären nicht das schlechteste Motto unter manche Schillerstatue.

J. G.

Von der preussischen Grenze.

Das Schillerfest mit seinen unmittelbaren Nachwirkungen ist nun vorüber. Es hat eine nicht unbedeutende Literatur zurückgelassen; die Spalten fast sämtlicher Zeitungen sind seit einem Monat mit Berichten darüber ausgefüllt, und nun theilt noch fast jede Stadt, was an jenem denkwürdigen Tage gesprochen und gethan ist, den deutschen Brüdern mit. Soviel wir Gelegenheit hatten, diese Reden zu vergleichen und ihre politischen Beziehungen zu erwägen, die freilich nicht ausbleiben konnten, so athmet in ihnen der Geist großer Mäßigung, und so warm sich überall die deutsche Gesinnung ausspricht, wird sie fast nirgend durch excentrische Träumereien entstellt. Wir heben nur zwei Proben hervor: ein Gedicht von Georg Herwegh, der nun seit zehn Jahren geschwiegen, zur Festfeier in Zürich und eine von Johann Jakobi im Königsberger Handwerkerverein gehaltene Rede; in beiden ist die allgemeine Stimmung der Art, daß wir ihr nur beipflichten können. Dem letztern ist freilich ein Mißverständnis begegnet, das wohl noch öfters vorkommen mag: er führt die bekannte Stelle, wo Schiller 1793 an Körner schreibt, die Liebe zum Vaterlande sei sehr lebhaft in ihm geworden, als Beleg für den deutschen Patriotismus des Dichters an. Allein das Vaterland, von welchem Schiller hier redet, ist nicht das große Deutschland, sondern das kleine Württemberg; Schiller sehnt sich aus dem Auslande, d. h. aus Weimar, einmal nach seinem Vaterlande, d. h. nach Stuttgart und Ludwigsburg zurück, was ihn denn auch wirklich zu einer längern